

Agrargeschichte international

Das Leben der Bauern

Feuilleton Gestern

Urs Hafner

Die Bauern und die Bäuerinnen verschwinden allmählich aus der westlichen Welt. Bis zur Industrialisierung war die grosse Mehrheit der Menschen landwirtschaftlich tätig; nun sind es noch um die drei Prozent. Essen freilich muss man noch immer. Es ist heute hauptsächlich der Süden, der für den Norden Getreide, Fleisch und Gemüse produziert. Diese Situation ist, wie man weiss, ökologisch katastrophal. So vorherrschend die ländlichen Lebensweisen während Jahrhunderten auch waren und so unerlässlich die landwirtschaftliche Arbeit für die Reproduktion der Menschen und die Kultivierung der Landschaft ist – eine die gesamte Gesellschaft dominierende kulturelle Stellung haben die bäuerlichen Schichten kaum je errungen. Selbst in der Schweiz, die sich immer wieder als Bauernland mit der entsprechenden Folklore inszeniert, obschon sie eine der am frühesten industrialisierten Nationen überhaupt ist, haben sich bäuerliche Weltvorstellungen nicht hegemonial durchsetzen können. An den Universitäten, traditionell Institutionen des städtischen Raums, wird die Geschichte der ländlichen Schichten kaum erforscht (anders als die der Arbeiter).

Muss etwas erst verschwinden, bevor wir es bedenken? Seit den neunziger Jahren erlebt die Agrargeschichte international einen Aufschwung, der dadurch hervorsteht, dass die je regionalen Geschichten, die bisher oft isoliert studiert wurden, miteinander verglichen und zueinander in Relation gesetzt werden. Davon konnte man sich kürzlich an der zweiten Tagung der European Rural History Organisation überzeugen. Der Anlass, der vom 19. bis zum 22. August an der Universität Bern über die Bühne ging, brachte rund dreihundert vortragende Agrarhistoriker aus dreissig Ländern Europas, Afrikas, Asiens, Nord- und Südamerikas zusammen. Dass er in der Schweiz stattfand, geht auf die Initiative Peter Mosers vom Berner Archiv für Agrargeschichte zurück, das die Konferenz mitorganisierte.

Die Diversität der Tagungsteilnehmer schlug sich in der Diversität der Forschungsthemen nieder. Diskutiert wurde – quer durch historische Räume und Zeiten – etwa über Konflikte zwischen Bauern und Herren um die Verfügungsgewalt über das Land, den bäuerlichen Umgang mit Katastrophen, den Zusammenhang von Nahrungsmittelindustrie und Erstem Weltkrieg, die Käseherstellung im Alpenraum oder Wissensnetzwerke im ländlichen Europa. Während der geschlechtersensible Blick auf die Rollen und Handlungsspielräume von Frauen stark präsent war, blieb die kulturgeschichtliche Frage nach dem Mentalen, nach Sinngebungen und Weltdeutungen im Hintergrund. Der wirtschafts- und der sozialgeschichtliche Ansatz dominierten.

Der internen Verständigung der Versammlung dienten zwei Podien. Das eine thematisierte die Vor- und Nachteile des Englischen, offiziell die Tagungssprache, als Lingua franca. Martin Schaffner (Basel) ermunterte die Zuhörer, deren Muttersprache nicht Englisch ist, nicht ein möglichst simples, standardisiertes Englisch zu benutzen, sondern in dieses Eigenheiten der eigenen Sprache einzubauen. Das so entstehende, mit Stolpersteinen bestückte «Pidgin-Modell» könne Denkanstösse und «Hybridität» ermöglichen. Dass das Englische für die Sozial- und Geisteswissenschaften auch unfreiwillig zum Stolperstein werden kann, illustrierte das zweite Podium, das den Stand der europäischen Agrargeschichtsschreibung resümierte. Ein Redner blieb wegen seines starken muttersprachlichen Akzents nahezu unverständlich.

Respekt ist den Veranstaltern für den selbstkritischen Mut zu zollen, eine kontroverse Diskussion über die vor dem Abschluss stehende zwölfbändige «Rural History in Europe» zu forcieren, ein Grossprojekt der neuen europäischen Agrargeschichtsschreibung. Juan Pan-Montojo (Madrid) bemängelte unter anderem, das Unternehmen leiste nirgend eine Klärung der Bedeutungsfärbungen des Begriffs «Bauer» und seiner Äquivalente in verschiedenen Sprachen. Noch schärfer, aber nicht minder plausibel kritisierte Sandra Swart (Stellenbosch, Südafrika), dass die «postkoloniale» und die «transnationale» Perspektive – die Kampfbegriffe schlechthin der neuen Globalgeschichte – fehlten. Das Geschichtswerk akzeptiere Nationen als gegebene Grössen, als «Container», statt danach zu fragen, wie etwa im ökonomischen Verkehr nationale Grenzen überschritten würden und Länder einander wechselseitig prägten.

Die Entgegnungen blieben nicht aus. Mag also der «Transnationalismus» forschungspraktisch ein Desiderat sein – lebens- oder doch immerhin tagungspraktisch haben die in Bern versammelten Agrarhistoriker ihn bereits praktiziert.